



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Krauß, R.: Der Superlativ in Kritik

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

im großen liefert die Rückständigkeit des Ostens unsres Staats, des gelobten Landes des angefessenen Landrats, auf die ich schon in meinem ersten Artikel hingewiesen habe. Daß ein Landrat Zusammenhang mit seinem Kreise und das Vertrauen und die Anerkennung der Kreiseingefessenen hat, ist freilich eine unerläßliche Voraussetzung für ein gedeihliches Wirken. Aber der rechte Mann braucht kein ganzes Leben, um sich eine solche Vertrauensstellung zu erwerben.

Und zum Schluß noch eine Frage: Wenn die Landräte alle auf Lebenszeit in ihren Kreisen sitzen bleiben sollen, womit will man denn die leitenden Stellungen der über den Landratsämtern stehenden Behörden besetzen? Nur mit Erzeugnissen des grünen Tisches?



## Der Superlativ in der Kritik

Von R. Krauß=Stuttgart

Der Aufsatz bestätigt, was alle Eingeweihten wissen und nur das große Publikum ständig bezweifelt. Nämlich daß neun Zehntel aller Gegenwartskritik dem Kritisierten viel zu günstig gegenüberstehen. Mag hier und da ein Anfänger, um sich Sporen zu verdienen, einen Köhner einmal verreißen, die Mehrzahl aller Kritiker urteilt viel zu milde, und zwar wohlwollend. Man braucht nur einmal zurückzudenken und zu schätzen, wie viel wertvolle Bücher aus dem letzten Jahrzehnt geschrieben zu nennen sind: man kommt kaum höher als auf zwei bis drei Dugend. Lieft man die gleichzeitigen Zeitungen und Zeitschriften, so müßten jährlich ein paar hundert ans Licht gekommen sein. Trotzdem glaubt das jeweilige Gegenwartspublikum von den Kritikern mit hohen Ansprüchen, von den wählerischen Geistern stets, sie urteilten zu hart. D. Schriftlitzg.



er Superlativ hat eine bejahende und eine verneinende Seite. Im positiven Sinn ist er das Symbol der Begeisterung, der Verzückung, der dithyrambischen Stimmung und artet leicht zur Übertreibung, zum Überschwang, zur Überspanntheit aus; nicht ohne Grund hat man schon von einem Rausche des Superlativs geredet. Er steht darum dem Kritiker übel an, dem keine Gefühlschwelgerei die Klarheit des Blicks und die Besonnenheit des Urteils trüben darf. Das große Publikum, das noch immer von einer fast unglaublichen Hochachtung vor der geheimnisvollen Macht des Gedruckten erfüllt ist, versteht sich nicht genügend auf die Kunst, von der zur Schau getragenen Begeisterung die nötigen Abzüge zu machen, und läßt sich so durch die Lobeshymnen von Superlativkritikern ganz falsche Vorstellungen über den Wert von Kunstwerken beibringen. Und was soll ein Kritiker, der sich fortgesetzt in Ekstase befindet, tun, wenn er sich nun einmal wahrhaft Außerordentlichem gegenübergestellt sieht? Er hat sein

Pulver im voraus verpufft und ernsthafte Leute glauben ihm seine durch Mißbrauch entwerteten Anpreisungen nicht mehr. Und das ist so ziemlich das Schlimmste, was ihm begegnen kann. Denn auch der Kritiker darf sich durch seinen strengen Beruf nicht des schönen menschlichen Rechts der Begeisterungsfähigkeit berauben lassen. Nur muß er davon sparsamen Gebrauch machen, um in entscheidenden Augenblicken desto nachdrücklicher wirken zu können.

Rascher Enthusiasmus ist ein Privileg der Jugend. Daraus folgt, daß große Jugendlichkeit keine Empfehlung für den Beruf des Kritikers ist. Wir haben es schon häufig erlebt und erleben es fast täglich, wie das heißblütige Naturell der Allzu-Jungen der Würde der Kritik Schaden zufügt. Doppelt gefährlich ist es, wenn so ein kritisches Temperament, das keine rechte Gelegenheit hat, sich auszutoben, endlich einmal auf seine Beute losgelassen wird. Es gibt nicht nur Sonntagsreiter, sondern auch Sonntagsrezensenten. Sie treten in die Lücke, wenn die ständigen Berichterstatter erkrankt, beurlaubt oder sonstwie verhindert sind, oder wenn diesen eine Sache zu geringfügig ist, um sich damit zu befassen. Ihr Weizen blüht hauptsächlich in den Hundstagen. Manchmal dürfen sie sogar Hintertreppenromane anzeigen. Im übrigen sind neben Varietés oder Kinematographen Theater siebenten Rangs die Objekte, an denen sie ihren Tatendrang fühlen. Alles was sich in ihrem Gemüt an unverbrauchter Begeisterung angesammelt hat, alles was in ihrem Hirn an Superlativen aufgestapelt liegt, wird nun mit der Verschwendung des in der Kleinstadt wohnenden Millionärs, der nur einmal im Jahre sein Geld unter die Leute bringen kann, vergeudet. Der Eingeweihte lächelt natürlich über solchen Übereifer, der über Vorstadt-komiker und Operettentendöre in Verzückungen gerät. Aber die naive Mehrzahl des lesenden Publikums nimmt auch in diesem Falle wieder alles für bare Münze. Namentlich muß es verwirren, wenn in derselben Zeitung, vielleicht sogar in derselben Nummer grundverschiedene Maßstäbe angelegt werden, und man darf es den Laien nicht verübeln, wenn sie sich einbilden, daß eine kleine Bühne, an der so ein Sonntagsrezensent alles herrlich findet, Besseres leiste als eine große Kunstanstalt, die ein ernsthafter Kritiker im Hinblick auf die höchsten Kunstideale beurteilt.

Vielfach sind die Überwertungen in Kunst und Literatur rein geschäftlicher Natur, erfonnen vom Spekulationsgeist derer, die als Manager bei Künstlern und Dichtern fungieren, also der Verleger, Kunsthändler usw. Damit kann die Selbstreklame einträchtig Hand in Hand gehen, und meist fehlt es auch nicht an guten Freunden oder Cliquesbrüdern, die mit vollen Backen in die Ruhmesposaune stoßen. Dazu gesellen sich die Bedürfnisse der illustrierten Wochenschriften, die alle acht Tage ihrem Publikum ein halb Duzend Berühmtheiten in Wort und Bild vorzuführen müssen und solche aus eigener Vollmacht schaffen, falls gerade keine allgemein anerkannten vorhanden sind.

Man weiß, wie das gemacht wird und was man davon zu halten hat. Ungleich ernsthafte sind die Versuche zu nehmen, neue literarische Größen zu

entdecken, wenn sie von unabhängigen Federn ausgehen. Natürlich läuft auch dabei viel Eitelkeit und Wichtigtuerei mit unter: die geheime Hoffnung, daß ein Teil vom Ruhme des Entdeckten auf den Entdecker zurückstrahle, pflegt die Schwingen zu befeuern. Aber oft steht doch das ehrliche Bestreben im Vordergrund, der Kunst durch Zuführung neuer Talente zu dienen und den Künstler zu fördern, der aus dem Dunkel gehoben werden soll. Nur richtet auch hier wieder der Superlativ Unheil an. Das Talent wird sofort zum Genie potenziert. Jeden Augenblick fühlt sich wieder ein Kritiker berufen, die Entdeckung des ersehnten poetischen Heilands auszuposaunen. Kein unedles Motiv ist dabei im Spiel. Wir empfinden es ja alle schmerzlich, daß es im Reiche deutscher Poesie schon allzulange an einem überragenden Geiste fehlt. Nur sind wir schon zu oft mit Weissagungen betrogen worden, als daß nicht jede neue größtem Mißtrauen begegnen müßte. Manchmal glückt es ja der Kritik unter der Führung eines besonders angesehenen Schriftstellers wirklich, eine Tagesberühmtheit zu schaffen. Aber die Herrlichkeit dauert meist nicht eben lange, und gewöhnlich wird der Messiasandidat schon wieder durch sein zweites oder drittes Werk, das hinter dem ersten zurückbleibt, seiner Würde entkleidet.

Die schöpferische Gesamtpotenz ist heute sozusagen in eine unendliche Menge von Partikelchen verstückelt. Und das technische Vermögen ist so sehr Gemeingut aller geworden, daß sich schon mit einer verhältnismäßig bescheidenen Begabung günstige Ergebnisse erzielen lassen. So kommt es, daß auf den verschiedensten Kunstgebieten, am meisten vielleicht in der Landschaftsmalerei und im Roman, sehr viel verhältnismäßig Gutes dargeboten wird. Aber deshalb finden die guten Leistungen auch nur ein beschränktes Publikum. Das ist für dieses, das die Auswahl hat, recht angenehm, aber desto schlimmer für den Künstler, den Dichter, der infolge der großen Konkurrenzfähigkeit sich nur schwer durchsetzt. Und eben daraus entspringen wieder die häufigen wohlwollenden Bemühungen der Kritiker, Dichtern, die sie besonders schätzen, emporzuhelfen: Bemühungen, die nur durch ihre Häufigkeit an Wirksamkeit einbüßen. Man hört gegenwärtig so oft die Behauptung, dieser und jener rage über den Durchschnitt hervor, daß man daraus den logischen Schluß ziehen muß, der Durchschnitt selbst sei hervorragend. Dadurch wird aber gerade wieder das angebliche Hervorragan über den Durchschnitt illusorisch gemacht. Man sollte sich darum sehr besinnen, ehe man einen Autor, für den man um Teilnahme beim Publikum wirbt, als einen aus der Nationalliteratur nicht hinauszudenkenden Faktor ausgibt. Wenn von mindestens einem Hundert von Poeten schon behauptet worden ist, daß sie zu den unveräußerlichen Besitzümern des deutschen Volks gehören, so ist das nichts als eine lächerliche Superlativphrase. Wenn ein Kritiker sich zu der Behauptung versteigt, es sei „ein Verlust an der seelischen Höhe unseres ästhetischen Gefühlslebens“, wenn irgendein von irgendeinem wackeren Dichter gespendeter Schatz noch lange ungenutzt ruhe, so hat man es entweder mit Gedankenlosigkeit oder Sinnebeneblung zu tun. Man

soll mir einmal auch nur ein halb Duzend lebender deutscher Dichter herzählen, die man nicht aus unserer Literatur ausscheiden könnte, ohne daß sich an deren Gesamtbild etwas veränderte!

Wie es dem Menschen überhaupt naturgemäß ist, alles auf sein liebes Ich zu beziehen, so verfällt insbesondere der Kritiker in die Schwäche, das, worüber er gerade schreibt, für ungewöhnlich merkwürdig zu halten oder doch zu erklären. Aus eben diesem Grunde meinen zahlreiche Biographen in den Helden ihrer Biographie förmlich vernarrt sein und ihm jede gute Eigenschaft im Superlativ zuerkennen zu müssen. Häufig wird ja allerdings die von Haus aus vorhandene Vorliebe für eine Persönlichkeit den Entschluß, über sie zu schreiben, bestimmen. Doch ist auch der umgekehrte Fall nicht selten, daß der Gegenstand dem Schriftsteller erst von seiten einer Redaktion oder sonst durch eine Anregung von außen zugeworfen wird, und um so erstaunlicher ist dann die sogar für die bestellte Arbeit aufgebotene Begeisterung.

Es gibt aber nicht nur einen Superlativ des Lobes, sondern auch einen des Tadelns, und der ist der schlimmere, weil der Haß immer mehr Schaden anrichtet als die Liebe. Der Jugend steht die Begeisterung natürlicher zu Gesicht als der Überdruß; nichtsdestoweniger nimmt sie häufig dessen Mienen an und schießt dann auch, wo sie sich ablehnend verhält, weit übers Ziel hinaus. Mißgunst ist am übertriebenen Ausdruck des kritischen Tadelns natürlich nicht unbeteiligt, darunter ungewollte und unbewusste. Im Schriftsteller und Kritiker steckt meist ein Stück vom Poeten, das nicht groß genug zur selbständigen Entfaltung ist und doch so groß, daß es zu schöpferischen Taten verlockt. So kommt es, daß allzu viele Rezensenten unter die Schaffenden gehen, und der Ärger über den Mißerfolg ihrer dilettantischen Versuche macht sie leicht ungerecht gegen die Glücklicheren, die mehr inneren Beruf zu künstlerischer Gestaltung haben. Oft wird die übertriebene Schärfe des Tadelns auch dadurch verursacht, daß — zumal von seiten der Schulwissenschaft — absolute ästhetische Maßstäbe angelegt und künstlerische Leistungen nach ein für allemal festgelegten Theorien beurteilt, in vorhandene Systeme hineingepreßt werden. Das muß zu jenen Superlativen des Tadelns führen, die nicht einmal vor den ersten literarischen Größen Halt machen.

Nun soll man sich jedoch darüber klar sein, daß sich die grammatikalische Steigerungsform des Superlativs mit der Möglichkeit des sprachlichen Ausdrucks für superlative Gefühle durchaus nicht genau deckt. Wie in allen Kultur Sprachen wird der Superlativ auch im Deutschen sowohl relativ als absolut gebraucht. Wenn wir vom schönsten Traume oder vom größten Eifer reden, so ist damit eben ein sehr schöner Traum und ein sehr großer Eifer gemeint, und dies beanstanden zu wollen, wäre eine lächerliche Pedanterie. Um so mehr Vorsicht empfiehlt sich im absoluten Gebrauche des Superlativs, der — gerade wie die Ordnungszahlen — Menschen oder Dingen immer einen Rang anweist, und zwar ausschließlich den ersten oder letzten. Man kann mit dem Zollmaß

unfehlbar den längsten Grenadier einer Kompagnie feststellen, man kann auch mit Hilfe der Statistik zuverlässig berechnen, welches Land in einem Jahre die höchsten Geburtsziffern erzielt hat. Zur Abschätzung geistiger Werte ist jedoch noch keine Goldwage erfunden worden, und im Bereiche des Geschmacks gibt es nur subjektive Urteile und relative Maßstäbe. Der Lehrer hüte sich wohl, irgendeinen seiner Schüler, und muß er sich über ihn noch so sehr ärgern, für schlechtweg den dümmden zu erklären. Denn es könnte sich gar zu leicht ereignen, daß dieser „Dümmden“ hinterher das angenehme Talent entfaltet, Millionen zusammenscharren, oder sich durch irgendeine geniale technische Erfindung in die vorderste Reihe der Zeitgenossen zu stellen. Wenn jeder schwärmende Jüngling, der für seinen Schatz den Ruhmestitel des schönsten Mädchens im Städtchen beansprucht, damit im Recht wäre, so gäbe es dort eben nicht ein schönstes Mädchen, sondern deren ein Halbhundert. Man ist in Deutschland so ungefähr darüber einig, daß Bismarck der erste Staatsmann und Richard Wagner das stärkste musikalische Genie des neunzehnten Jahrhunderts gewesen sind. Aber wenn man nach dem größten Dramatiker seit Schiller fragt, so schwirren in buntem Durcheinander die Namen Kleist, Hebbel, Grillparzer, Ibsen usw. durch die Luft, und über die Rangordnung innerhalb der modernen Malerei herrscht dieselbe Uneinigkeit. Die wenigsten haben überhaupt die nötige übersichtliche Erfahrung und umfassende Kenntnis, um eine ästhetische Einschätzung vornehmen zu können. Genau genommen, dürfte man keiner Person oder Sache einen bestimmten Platz anweisen, ohne die gesamte Mitbewerberschaft zu kennen. Wer mit Kühnheit einige Vorsicht paaren will, bedient sich eines einschränkenden Wörtchens, wie „wohl“ oder „vielleicht“, ohne daß damit viel gewonnen wäre. Ein Musikkritiker erklärt freischweg die und die Sängerin für die beste derzeitige Solde. Wenn es gut geht, hat er von einem Halbhundert namhafter Vertreterinnen der Rolle ein Duzend gesehen. Solange aber seine Kenntnis so lückenhaft ist, fällt der Gebrauch des absoluten Superlativs unter den Begriff des groben Unfugs. Ein anderer höchst beliebter Fall: Ein Rezensent greift aus einem Gedicht- oder Novellenband, den er nicht ganz lesen mag, auf gut Glück ein paar Stücke heraus und stempelt dann diese zu den Perlen der Sammlung. Auf solche Weise wird der Superlativ allerdings zum Merkmal eines ungenierten Draufgängertums, und Berthold Auerbach hat nicht so unrecht, wenn er ihm durch den Mund des Hofarzts in „Auf der Höhe“ den Krieg mit den Worten erklärt: „Ich möchte der Welt für die nächsten fünfzig Jahre jeden Superlativ verbieten; das würde die Menschen zwingen, einfacher und bestimmter zu denken und zu empfinden.“ Indessen muß man sich hüten, das Kind mit dem Bade auszuschütten. Absolute Verbote taugen selten etwas. Man darf unsere Sprache keiner Ausdrucksmöglichkeiten berauben; denn immer reicher soll sie werden, nicht ärmer. Genug, wenn sich der Autor prüft, ehe er Superlative anwendet, und der Leser, ehe er — sie glaubt.